An Bord.

Erlebnisse bei den deutschen See- und Luftflotten.

Von Anton Fendrich. Copyright 1916 by Franckhesche Verlag, Stuttgart.

(Fortsetzung.)

Drei Mann, die bisher, sichtlich eines Befehls gewärtig, in der Zentrale gestanden hatten, wandten sich flugs die schmale Gasse zwischen den Oelmotoren hindurch bis in den hintersten Heckraum. Da verschwand mein Bedürfnis, mich irgendwo zu halten, um nicht umzufallen. Das Boot hatte sich, dem Druck der Tiefensteuer gehorchend, während der Fahrt mit der Spitze zu tief ins Wasser gebohrt und nach dem Manöver meldeten die Zeiger einer Wasserwage, daß das Gleichgewicht wiederhergestellt war. Das Tiefenmanometer, groß wie eine runde Wanduhr, zuckte strichweise zurück, drei, vier, fünf, sechs Meter. Ich setzte mich, um nicht zu stören, in den Kommandantenraum, und mein Blick fiel zufällig auf das Registrierbarometer an der Wand. Die schwankende violette Kurve, die der Zeiger über die Papierrolle gemalt hatte, setzte jäh ab und stürzte unter dem sinkenden Luftdruck in einer senkrechten Linie nach unten. Das war sehr interessant, aber ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß mir diese physikalische Beobachtung gegen das Herzklopfen genutzt hätte, das sich in der Stille zwischen dem Warten und Harren doch einstellte.

Der Kommandant steckte im Turm oben und beobachtete das Revier durchs Seerohr. Eine Handharmonika, die mir in dieser bangen Minute ins Auge fiel, machte mich lachen. Was kann schließlich irgendwo geschehen, wo eine Handharmonika liegt?

Ein Matrose unterbrach mein Sinnieren mit der Meldung, ich möchte doch zum Kommandanten in den Turm kommen. Es braucht Taktgefühl in den Füßen, bis man fest auf den knappen Stahlrändern des eisernen Kamins steht, dazu noch mit einem andern und zwischen einem das untere Ende des Sehrohrs. Denn hier unten ist's zwar nicht fürchterlich, aber doch einigermaßen sehr dunkel. Und während ich dem Kapitänleutnant gegenüberstand und mich mit den Händen an unsichtbaren Griffen hielt, da geschah etwas Gewaltiges. Kein Torpedoschuß und keine Explosion, und doch das Größte, was ich auf der ganzen U-Bootsfahrt erlebt habe. Etwas ganz Stilles, Ungeheures.

Das Auge des jungen Kommandanten schaute in die Linse des Sehrohrs mit seinen Spiegeln und geschliffenen Gläsern. Was es erblickte, wußte ich nicht. Aber die Welt da oben im Sonntagsschimmer von Sonne und Meer, das ganze beseeligende Licht der Erde schaute von oben herab in das Sehrohr, ließ sich von den Spiegeln um die Ecken werfen, und der aus den Höhen die Tiefe besuchende Strahl verklärte die blaue Iris mit der schwarzen Pupille und der weißen Hornhaut zu etwas Herrlichem, fast Mystischem. Nichts war sichtbar in dem dunkeln Turm, als dieses wie ein großer Kristall leuchtende Auge voller Licht, Leben und Gewalt über die Dinge. Jetzt begriff ich's, warum die U-Bootsleute an den Bug ihres Schiffes ein großes Menschenauge malen. „Ich bin das Auge des Meeres" — schien das lebendige Wunder zu sagen, das wie etwas Einziges, Freies und Unabhängiges hier im Finstern vor mir schwebte, als es den aus den Himmeln hineinfallenden Lichtstrom doppelt schöner zurückgab.

Nach alledem war der Blick, den ich nun selber durch die enge Linse hinauf über die ölglatten Wellentäler und spritzenden Silberkämme darauf tat, nur ein kleines Schauspiel. Den Zerstörer hatte ich ganz vergessen. Ich bekam nur noch eine Rauchfahne zu sehen.

„Es ist sicher einer von den unseren" — meinte der Kommandant; „ich konnte die Flagge zwar nicht genau erkennen. Aber da Sie jetzt einmal richtiges Schnelltauchen erlebt haben, bleiben wir beim Programm, fahren unter dem Wasser weiter, legen uns dann, um Strom zu sparen, auf Grund und machen es uns gemütlich."

„Fahren wir denn jetzt überhaupt noch?" fragte ich.

„Gewiß, wenn auch langsamer."

Ich hatte nichts von der Vorwärtsbewegung gespürt, nur manchmal ein seitliches Schaukeln und Wiegen. Auf sieben, acht Meter Tiefe ist die See noch nicht ruhig. Bald standen wir wieder drunten in der Zentrale zwischen dem leicht übersehbaren Durcheinander von Griffen und Hebeln, von Zifferblättern an Meßinstrumenten und den an den Wänden hinlaufenden Bündeln von Drähten und Rohren. Mit den Händen in den Hosentaschen sahen wir die Zeiger am Tiefenmanometer und uns selber hinabsinken auf zehn, fünfzehn, achtzehn, bis auf dreißig Meter, wo wir sanft auf der Sandwiege des Meeresbodens aufstießen.

Es wäre nun sehr verführerisch, ein Bild der Flundern und Rochen, der Hummern und Aale, der versandeten Schiffswrack und anderer malerischer Kulissen und Statisten der Bühne des Meeresgrundes zu beschreiben. Aber von alledem sah ich nichts. Ob das Boot über Wasser fährt oder unter Wasser oder auf Grund liegt, das Bild im Bootsraum selbst ist fast genau das gleiche. Das bißchen Licht, das über Wasser durch das Turmluk fällt, kann die elektrischen Lampen, die immer brennen, nicht ersetzen. Nur das Ohr verspürt einen Unterschied, und die Lunge. Tief unten, wenn die Motoren nicht mehr hämmern und saufen, ist es friedlich. Nur die Luft wird nicht besser. Der beizende Oeldampf und die Ausdünstung von zwanzig Menschen geben der Nase zu denken.

Der Kommandant bat mich mit dem kleinen Ingenieur und dem Leutnant in die Kajüte und breitete auf dem aufgeklappten Tisch eine Seekarte aus. Ich bekam gezeigt, wo wir gerade lagen, machte auf der Karte einen Abstecher in das unserem Boot hauptsächlich zugewiesene Jagdgebiet dicht an der englischen Küste, und bei einem Glas Portwein kam der Kommandant langsam ins Erzählen. In der Koje lag die letzte Wache und las einen dicken Roman, den ich mitgebracht hatte. Ueber dem Leser hing der blanke Stahlleib eines Torpedos in Lederriemen. Die Torpedos sind die kühlen Schlafgenossinnen der Besatzung. Sie schmiegen sich in der ganzen furchtbaren Glätte ihres Stahlleibes dicht vor die Kojen. Auf einem andern Kojentand saß ein Matrose und schrieb an einem Brief weiter, den er wohl einmal auf einem andern Meeresgrund begonnen hatte. An seinem kleinen Herdlein saß der Koch, schälte Kartoffeln und legte sie in eine Schüssel mit Wasser.

„Daß du mir das Kartoffelwasser nicht ausgießest!" rief der Schreiber des Liebesbriefes dem Koch zu.

Der Ingenieur in der schönen weißen Leinenjacke gab die Erklärung:

„An Bord müssen wir nämlich mit Wasser sparen. Waschen darf sich keiner, außer dem Koch, und der nur die Hände. Der dort hinten aber wäscht sich allein das Gesicht, und zwar mit dem Kartoffelwasser! Das gibt einen so schönen Täng, sagt er."

Alle lachten, und der junge Kosmetiker grinste vergnügt.

Da begann der Kommandant:

„Also — mit dem Tauchen vor Schiffen, mit denen man sich zuerst nicht so recht auskennt, ist das so eine Sache! Einmal hatte einer unserer Kommandanten an Land die Bierdee, sich vorn an den Bug seines Boots mit weißer Farbe ein großes Auge zu malen. Der Flottillenchef entdeckt das gelegentlich und sagt: „Na, mein lieber Herr Oberleutnant, der Unfug da wird wohl beseitigt, wenn sie das nächstemal einen Ruhetag haben!?" — „Zu Befehl, Herr Kapitän!" Ein paar Tage darauf ist gerade dieses Boot überfällig. Wir rechneten schon damit, daß es nie mehr kommen würde. Das lag ganz droben bei der französischen Küste, als es eine schwere Maschinenhavarie bekam. Na, das ist nicht angenehm, wenn es nicht mehr vorwärts geht. Was tut der Mann? Er legt sich während der Flutzeit auf Grund, taucht bei Ebbe wieder auf und läßt sich vom Strom mitnehmen in der Richtung des Heimathafens. Zur Nachhilfe spannt er Hängematten als Segel auf. Solange er im feindlichen Gewässer war, ging das natürlich nur nachts. Aber als er gegen die flandrische Küste kommt, fährt er mit seinen Lappen auch bei Tag. Da entdeckt er aufs Mal in der Ferne das Periskop eines U-Boots. Donner und Doria! Nichts als runter, denn ein eigenes Boot wird hier kaum unter Wasser fahren! Aber das Boot war doch eins von den unsern. Als es die seltsamen Segel auf dem Turm durchs Sehrohr entdeckte, denkt es: „Holla, das ist ein Engländer oder ein Franzose" — und tut für alle Fälle einen Torpedo ins Rohr. Als es nicht klug werden kann aus dem Ding, taucht es auf. Da sieht das havarierte Boot, daß das da drüben ja wahrhaftig sein Kamerad F . . . ist. Nun aber nichts als das Wasser aus den Tanks und aufgetaucht! Das dünkte den andern nun höchst unangebracht und er richtet sich zum Schießen, zunächst einmal mit der Kanone. Im Augenblick, wo er feuern will, sieht er vorn am Bug des vermeintlichen Feindes ein großes Auge. „Teufel! das ist ja der St . . .! Der Kommandant auf dem Turm zieht das Taschentuch und winkt, und drüben winkt's auch. Und das Boot, das eben noch hatte schießen wollen, nimmt den angeblichen Feind ins Schlepptau und zieht ihn im Triumph nach Hause. Seither haben fast alle U-Boote ein Auge am Bug."

Der Kommandant nahm einen kleinen Schluck, und der kleine Ingenieur schnupperte mit der Nase in der Luft:

„Ich glaube, wir kriegen heute Kartoffelpuffer!"

Ich versuchte gleichfalls, Witterung zu bekommen, konnte aber nichts riechen als Oeldunst. Es gehört schon Uebung dazu, bis die Nase sich durch diese Wand einer ziemlich dichten Atmosphäre hindurchgearbeitet hat zu anderen Duftstoffen.

„Da wir nicht scharf schießen können, müssen wir doch einen Wasserschuß feuern," meinte der Kommandant. Das muß soviel von Zeit zu Zeit geschehen, damit man weiß, daß die Rohre klar sind.

„Oberes Rohr bewässern!" rief es nach vorn.

Die Antwort kam zurück: „Rohr ist bewässert!"

Dann rief's wieder: „Schleusen auf!"

Das Echo kam zurück: „Sind auf!"

Dann wieder das Kommando: „Ausschußpatrone füllen!"

Rückmeldung: „Ist gefüllt!"

„Rohr fertig?"

„Ist fertig!"

Der Kommandant: „Achtung, los!"

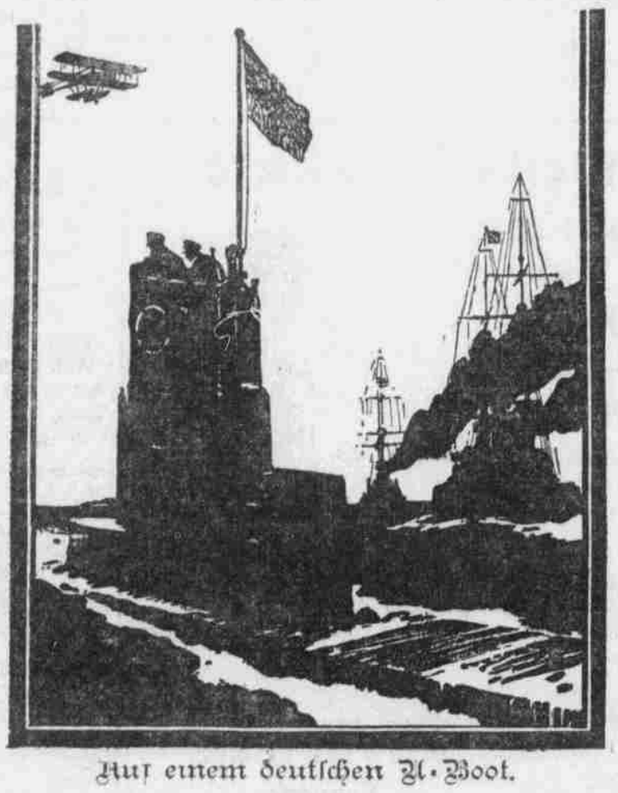
Ein Beben ging durchs Schiff, als der blaue Schein der elektrischen Zündung durch den Bootsraum blitzte und die Ausschußpatrone zur Explosion brachte. Die Preßluft jagte die volle Wasserladung des Torpedorohres hinaus in die Meerestiefe. Das kostete niemand das Leben, als etwa unvorsichtigem Meergetier da draußen. Bloß unter der Gewalt des Wasserschusses wurde das Boot schwerer erschüttert, als wenn der glatte, zugespitzte Torpedo aus dem Rohr ins Wasser geglitten wäre. Der unangenehme Augenblick kam aber erst nach dem Schuß. Unter der aus dem Rohr in den Bootsraum zurückströmenden Preßluft wurde aus dem atmosphärischen Unterdruck in wenigen Sekunden ein starker Ueberdruck, und wie unsichtbare Finger legte es sich auf den Gehörgang, und die Ohren begannen zu sausen.

Aber bald ist man an den Ueberdruck gewöhnt. Ich glaube, die U-Bootsleute spüren den Unterschied schon gar nicht mehr.

Wieder begann der Kommandant langsam von seinen Fahrten zu erzählen. Ganz nüchtern, sozusagen dienstlich: Wie die Eisenhaken eines englischen Schutznetzes, das von zwei Zerstörern geschleppt wurde, einmal eine Stunde lang am Rücken des auf Grund liegenden Bootes herumtasteten und griffen, kratzten und rissen, daß ihnen unten die Haare zu Berge standen. Von Lufthunger und Wassermangel, und von schwerem Wetter, wo der Rudergänger einen Eimer neben sich stehen hat, und alle paar Minuten einmal hinein . . . . . und trotzdem seinen Dienst tut, während Menschen stunden- und tagelang im Boot herumgeworfen werden, bis man nichts mehr ist, als eine hilflose Form von Fleisch und Knochen.

Aber plötzlich sah der Kommandant auf die Uhr. Jetzt war's genug der Unterhaltung „auf Grund". Wir mußten unser Fahrziel erreichen. In wenigen Minuten waren die Tanks geleert. Wir steigen auf ans Licht. Die Oelmotoren stampften und zischten wieder.

Wie wundervoll ist die Welt und das stürmische Meer, wenn man aus den Finsternissen kommt. Ringsum weder Freund noch Feind. Nach einer halben Stunde tauchte die Küste auf. Zwei weißschimmernde Kirchtürme nahmen immer schärfere Umrisse an. Das Wehen wurde stärker und stärker. Als wir endlich in den Hafen einliefen, wo das Boot in Dock gehen sollte und von wo uns der alte freundliche Hafenmeister hoch vom Pier oben mit dem blechernen Sprachrohr zurief, er habe sicher gedacht, wir würden auf einem der Sände aufsitzen, brach bei hellem Himmel der Sturm endlich los. Tausende von den zum Landkrieg umgelernten Marinern, die an der Yserfront die Wacht halten und jetzt in Ruhestellung lagen, zogen spazierend über den sonst vom internationalen Halbwelt- und Glanzgesindel gleicher Herkunft bevölkerten Strand. Unter dem Massenschritt dieser Bataillone erbebte die da und dort mit Stacheldrahtverhauen geschmückte Promenade und die Nordsee lachte und schäumte tosend auf über diesen gewaltigen Wandel der Dinge am flandrischen Strand.



Auf einem deutschen U-Boot.

9. Und wieder die Schaffer.

In meinen Erlebnissen an der belgischen Land-Front vor einem Jahr hab ich von dem alten Gelehrten erzählt, der die Deutschen deswegen für so gefährlich hielt, weil sie solche „travailleurs" seien. Im großen Beguinenhof in Brügge gassen auf einer Wiese mitten in der Stadt, umgeben von Gartenmauern, zwei Kühe. Auf Bänken unter alten Bäumen sitzen Greise und Greisinnen und warten lächelnd auf den Tod. Es liegt etwas von der letzten Heiligkeit eines versunkenen gewaltigen Lebens wie ein Abendschein über diesen alten Beguinenhöfen der flandrischen Stadt. So haben auch noch die Ballen der alten schwarzen Häuser an den Kanälen etwas vom Geruch der Meere an sich aus der Zeit, da Brügge noch zur Hansa gehörte. In dem großen Beguinenhof bin ich gern gesessen und habe, so gut es ging, mit den alten freundlichen Frauen flämisch gerabebrecht.

„Die Duitsen?" antwortete einmal eine — — — „Oh guud, aber zu veel arbeeten!" Und sie fuchtelte dazu mit den wachsgelben, mageren Fingern in der Luft herum und lächelte wie über jemand, der aus der Ordnung des Lebens herausgeraten ist. Das ist die Müdigkeit alt gewordener Völker, die alles, nur nicht gestört werden wollen. Man begegnet ihr überall in Flandern, und nicht umsonst schwebt über dem Land etwas wie der Ton einer alten Legende.

Und über dieses Land braust nun der Rhythmus des deutschen, überall gegenwärtigen Arbeitslebens auch der ganzen Seefront entlang. Die alten Schleusen- und Dockmeister aus den deutschen Hafenstädten stehen mit ihren breiten, kantigen Köpfen und den glattrasierten, faltigen Gesichtern oben auf den Piers und halten das Getreibe der Schiffe zwischen der See und den Kanälen fest in der Hand. Aus dem „Platt", das durch die Blechtrichter hinab zu den breiten Prähmen gesprochen wird, und dem Flämisch, das von unten herauf kommt, ist ein neues Niederdeutsch gewachsen. Tausende von Belgiern tragen willig um hohen deutschen Lohn den weißen Anker, in den linken Rockärmel gestickt, der ihnen den Zutritt zu den Arbeitsplätzen ermöglicht. Auf den Werften haben deutsche Ingenieure vor zwei Jahren nichts als Gerümpel und da und dort einmal eine Backsteinhütte gefunden mit einer verrosteten dreißigpferdigen Dampfmaschine darinnen. Jetzt sausen überall gewaltige Motoren zur elektrischen Stromerzeugung, die den Schützengräben belebendes Licht spenden und den Stacheldrahtzäunen lebensgefährliche Kraft verleihen. Drinnen im Marschland hinter der Front drehen und feilen, hämmern und stanzen Tausende von deutschen Soldaten und Arbeitern. In Werkstätten, erfüllt vom Schaffen nerviger Arme, werden bombensichere Unterstände gebaut und dazu die „stummen Heinriche", wie die Belgier die neuen Minenwerfer nennen. Die U-Bootsleute haben sich, als die ersten vor fünfviertel Jahren da unten ankamen, kurzerhand ein Trockendock selbst gebaut, mit dem was sie vorfanden; und in . . . . hat ein Mann, der sonst ausschließlich in den Geheimnissen der Präzisionsmechanik zu Hause ist, den Fliegern einen bombensicheren „Heldenkeller" gebaut, daß es eine Pracht ist. Denn es hat keinen Zweck, den Mutigen zu spielen, wenn die giftigen Brummer kommen. Ein Kapitän zur See hat mir erzählt, wie dieser Mut einmal seinen Wagenführer neben ihm zerrissen hat. Wer das Glück hat, eine der gewaltigen Strand- oder Landbatterien zu besuchen, der wird in jedem Offizier und in jedem Soldaten ein Stück von jenem Faust sehen, der nicht leben kann, ohne Landengen zu durchstechen, Sümpfe zu trocknen und Wüsten zu bewässern. Da ist durch Rasenstücke, gestochen aus dem Polderland, schichtenweise übereinander gelegt und verfestigt, in einem Jahr aus den Dünen mit ihrem wandernden Flugsand ein grünes Hügelland herangewachsen. Darin sind viele Meter hoch mit Erde, Sand und Gras überwölbt, die schönsten Mannschaftsräume eingebaut mit Laufgräben davor, so luftig wie die Altane um die bayrischen Bauernhäuser. Viehweiden, Schweinepferche, Kuh-, Ziegen- und Hasenställe, Gemüsegärten — kurz eine wohleingerichtete Bauernwirtschaft dehnt sich hinter den Stellungen. Es ist da kein Granatloch, dessen unbezweifelbar böse Absicht nicht in die fröhliche Gegenwart eines schönen Ententeichs verwandelt wurde, darauf stolz eine Entin mit ihren gelben Küchlein schwimmt. Kleine Parke sind mit lauschigen Sitzen geziert, und in gänzlicher Ermangelung von Holdinnen haben Künstler in dienstfreien Stunden solche aus Stein gehauen und aufgestellt, oder mit Liebe aus Ton geknetet. Auf daß aber nichts verloren gehe, wird hinter den Stellungen bis achthundert Meter vor dem Feind das fette Gras des Marschlandes gemäht und nach einem Sonnentag eingebracht. Das schönste aber sind doch die Batterien selbst, wo sich die Riesenrohre mit der souveränen Ruhe aller großen Maschinen drehen wie im Panzerturm. Sie haben schon Erkleckliches geschafft nach der See und nach der Landfront hin, und die Monitoren der Malballa wissen gut, warum sie sich immer in so achtungsvoller Entfernung halten. Hat doch erst an einem dieser Tage eins von unseren Ungeheuern auf sechzehn Seemeilen Entfernung auf den ersten Schuß einem der naseweisen Engländer eine Granate zwanzig Meter hinter das Heck gelegt. Aber auch zu Lande tun unsere schweren Batterien da oben schöne Arbeit. Es war ein angenehmes Gefühl, als ich diesmal auf der Straße gegen Nieuport zu fahren konnte, ohne die Besorgnis, vom Templerturm aus gesehen und wie das letzte mal mit schweren Granaten begrüßt zu werden. Die Batterie . . hat den trotzigen und massigen Bau, der mit seinen sieben Metern dicken Mauern einhalbhundert Meter hoch weit ins flandrische Land hineinsah und jahrhundertelang der beste Ausguck der Flamen in Kriegszeiten war, gründlich erledigt. „Wieviel Schuß?" fragte ich den Oberleutnant. — „Zehn Schüß — sechs Treffer," war die kurze stolze Antwort.

So sieht man auch hier immer nur eins: Die Schaffer. Ob sie in Ruhestellung unten am Strande Krabben fischen, oder aus Zartgefühl für die frommen Eingeborenen an einem Kirchturm nur die Spitze abtragen und den Vierbau stehen lassen und schön abdecken, damit der Engländer zwar keine Landmarke mehr sieht, der Flame aber immer noch seine Glocke hat; oder ob die Soldaten in den Dünen eine schwunghafte Kaninchenzucht betreiben, vor allem, um selbst Abwechslung von der wundervollen Erbensuppe mit Speck zu haben, die ich immer mit Hochgenuß gelöffelt, aber auch, um beim Urlaub zwei oder drei geschlachtete Karnickel mit heimzubringen und der Frau oder der Mutter zu zeigen, daß der Mariner an der flandrischen Front alles hat, was er braucht — einerlei, es wird alles geschafft mit jener Schöpferfreude am Schaffen, die, nachdem es nun einmal vorbei ist mit dem Paradies, die gütige Gottheit dem Menschen im allgemeinen, dem Deutschen aber im ganz besonderen als bestes Erbteil seines eigenen Wesens übriggelassen hat. Das Lied vom tätigen Leben, das nur aus dem Glauben an die eigene Siegeskraft sich emporringen kann, klingt überall weithin über die ganze Seefront in Flandern.

* * *

„Aber die Schiffe? Unsere Hochseeflotte droben in der deutschen Bucht,? Und das stille Schaffen, von dem niemand nichts weiß und dessen hohe Volkspannung durch kein großes Leuchten sichtbar wird?"

Das war wieder einmal der Gesprächsstoff gewesen, als ich am Abend des Himmelfahrtstages nur mit dem Chef der Unterseebootsflotille, dem Stabsarzt, dem Stabsingenieur, einem Leutnant und einem kleinen Fähnrich zusammen in den Sesseln des Heren Catulle draußen vor Brügge saß. Das Gespräch über die wachsende Spannung und die nahezu schmerzhafte Erwartung bei der Hochseeflotte ging wortkarg hinüber und herüber. Man war sich klar über die Bedeutung der immer häufiger werdenden Vorstöße der deutschen Aufklärungsschiffe in der Nordsee, über den Zweck der Beschießung der englischen Ostküste und anderer vorbereitender Unternehmungen, von denen hier nicht geredet werden kann.

Da ging die Türe, und ein Offizier, der lange ein Bataillon Marineinfanteristen im Polderland an der Yser geführt hatte und der jetzt an einer der Stellen saß, wo die Drähte der Telephone und die Antennen der Funkenmaste alle ihre Geheimnisse willig hergeben, trat ein. Er, der sonst eine funtensprühende Frohnatur war, vergaß das Grüßen. Ein paar Sekunden lang stand er vor uns, ohne etwas sagen zu können. Wir fanden sein Betragen fast seltsam. Dann kam es langsam, stoßweise aus ihm heraus: „Große Seeschlacht nördlich von Hornsriff! Engländer fünf ihrer größten Linienkreuzer verloren, darunter „Queen Mary", „Indefatigable", „Invincible", Wie die „Pommern" und die „Wiesbaden" verloren. An Bord der „Elbing" ein Sprengkommando. Der „Lützow" schwimmt noch und wird heimgeschleppt. Zehn englische Zerstörer in den Grund geschossen. Davon von der „Westfalen" allein sechs. Kinder, wir haben eine große Seeschlacht gewonnen!"

Der Bringer der frohen Botschaft ließ sich überwältigt auf einen Stuhl nieder. Nach dem ersten fassungslosen Staunen brach ein Jubel los. Aber ein zunächst einmal wortesuchender, fast hilfloser Jubel, wie er sich eben vor einem so gewaltigen Ereignis, das plötzlich wie eine Granate des Glücks in einen kleinen Kreis einschlägt, überhaupt äußern kann.

„Also, das war England, die Beherrscherin der Meere!"

„Aber Kinder, die „Queen Mary" und alle die andern, das sind so die schönsten und dicksten englischen Schiffe!"

„Wenn nur der Lützow" noch heimkommt!"

„Und wenn nicht, es ist und bleibt ein großer deutscher Seesieg!"

So, untermischt mit kraftvollen Worten der Seemannssprache, redete es wild durcheinander, und dann, als das endlich Geschehene in seiner ganzen Gewalt vor uns stand, da ereignete sich, was immer geschieht, wenn die Freude ganz groß ist. Man trank und sang. Viel und gut. Beides!

Und dann stand der Kapitän auf und sprach mit seinem kernigen Baß gewichtige Sätze voller Kraft und Würde. Als aber das Hoch auf die Sieger verklungen war, kam aus dem Munde des schwäbischen Seemanns abschließend und mit bedächtiger Befriedigung und inhaltsschwerer Wucht zugleich das schöne Wort:

„Sie haben's geschafft!"

10. Skagerrak.

Eine Rauchflagge, riesengroß wie ein Triumphbanner der Arbeit, verriet schon aus der Ferne den deutschen Kriegshafen, in den die Schiffe aus der Schlacht am Skagerrak zurückgekehrt waren. Auch „mein Schiff", der große Panzerkreuzer, auf dem ich drei Fahrten dem Feinde entgegen mitgemacht hatte, war zurückgekommen, und eine Einladung des Kommandanten führte den alten Gast nach dem großen Geschehenen noch einmal an Bord.

Auf der Festungskommandantur holte mich der kleine Fähnrich mit der nie verlöschenden Freundlichkeit auf dem schmalen Gesicht ab, diesmal aber ging's zu Fuß über die Werft. Festwetter war's. Ueber dem dunkelblau-rippelnden Wasser spannte sich glatt der Azur des Himmels. Die hellgrauen Stahlungetüme lagen an den roten Steindämmen. Schwarze Rümpfe von Werkstattschiffen unten und leuchtende Wolkenballen oben. Braun und grün bemalte Gasometer und fernes Baumgewoge, Mastspitzen und Türme, Matrosen in weißblitzenden Blusen, die sich in Jollen mit langen Riemen übten, und russische Gefangene darin, die in großen Booten zum Mittagessen gefahren wurden, alles floß zusammen zu einem gewaltigen Hafenbild. Aber wie eine Diakonissin aus einer Schar rauher Krieger, so hob sich aus dem machtvollen Durcheinander der Panzerschiffe weiß und grün gestrichen mit dem roten Kreuz die hochbordige „Sierra Ventana" ab, das große Lazarettschiff.

„Da liegen der Pfarrer und der Adjutant verwundet."

„Darf man hinauf?"

„Wir versuchen's."

Nach fünf Minuten stand ich zwischen den beiden Betten im einstigen Damensalon des großen Ozeandampfers. Der Adjutant, ein wenig blaß und müde, der Pfarrer aus einem dicken Kopfverband herausstrahlend. Neben ihm zwischen großen Blumensträußen lag das Eiserne erster. Der Kaiser hat es ihm selbst angeheftet mit den Worten, solche Mitglieder ecclesia militans könne die Flotte brauchen.

Ein Wiedersehen mit Menschen, die aus einer großen Seeschlacht kommen, hat etwas Unsagbares an sich. Man meint nicht den Menschen, wenn man sich fast um den Hals fällt, man meint das Leben, das innere, leuchtende, das sich siegreich zwischen Tod und Teufel hindurchgeschlagen hat, ohne seinen Glanz zu verlieren. Das war noch merkwürdiger, als ich die Mannschaften drunten in den großen Speisesälen des einstigen Passagierdampfers sah, die Helden ohne Namen, die stillen Schaffer und Bluter! Was ging ein Leuchten von ihren blassen Gesichtern aus!

Aber weiter hinaus an den Kanal, zum Schiff!

Da lag es, mit leichter Schlagseite, den Panzerleib überdeckt mit einem Kranz ehrenvollster Wunden, und war mit den scharfzackig aufgerändierten Granateinschlägen in Türmen und Kasematten, den über Deck zerstreuten Kartuschenhülsen und Eisenblechstücken und den von den Masten zerrissen herabhängenden FT-Drähten noch schöner, als in der friedlichen Unberührtheit seines Panzerkleides vor der Schlacht. Denn es war am schwersten mitten drin gewesen, und war, herrlich zerzaust, aber siegreich zurückgekehrt.

Skagerrak!

Wie Eisenklirren und stahlsplitterndes Krachen von Granaten geht es durch das Wort und wie die Schlachtenmusik zum ersten großen Schaffen, das der deutschen Flotte beschieden war.

Der Kommandant bat mich gleich in seine Kajüte im Achterschiff. Er sah mir das Staunen an, als ich eintrat. Kein Sessel war verrückt, keine Statuette vom Tisch, keine Vase von ihrem Platz gefallen.

„Sehen Sie, so und noch ganz anders war es mir zumute, als ich nach sechzig Stunden oben auf dem Kommandostand zum erstenmal wieder hier eintrat. Wir waren in einer Hölle gewesen, und hier hat sich kein Blatt Papier verschoben. Aber, kommen Sie, trinken wir eine Tasse Tee zusammen!"

Ich weiß nicht mehr, wie lange die Teestunde beim Kommandanten noch dauerte, und kann auch nicht mehr sagen, wie lange ich mit dem ersten Torpedooffizier zusammen in der Kammer saß, durch deren rundes Fenster ich so manchen Tag über das uferlose Wasser hinausgesehen hatte, — aber die Schlacht vor dem Skagerrak habe ich von Anfang bis Ende miterlebt in den abgerissenen, aber lebendigen Sätzen und in den zusammenhanglos, aber immer prachtvoll farbigen Bildern, die sich während dieser Stunden aus der Ueberfülle der Erlebnisse durch den Mund der Gastgeber loslösten.

Das Elementarste muß es allerdings gewesen sein, als am Tag der Schlacht gegen vier Uhr, nachdem man zum soundsovielten Male wieder alle Hoffnung aufgegeben hatte, es plötzlich durchs ganze Schiff hieß: „Sie sind da!", und die Trommeln wie ein Erlösungsmarsch endlich: „Klar Schiff zum Gefecht" anschlugen. Der ohne Besinnen begonnene Angriff auf die Panzerkreuzer, die gegen Süden sich hinziehende Kreuzertagschlacht, das Eingreifen des deutschen Gros, die Verfolgung der Engländer gegen Norden, das Auftauchen des englischen Gros im Nordosten, unser großer Torpedoangriff und die in der herabsinkenden Nacht geführten Einzelkämpfe, das alles wuchs vor mir auf, — das Bild des ersten großen deutschen Seesiegs! Aber hinter dem Verlauf der Schlacht stand etwas anderes. Da winkten aus dem dunkeln Hintergrund des gewaltigen Ereignisses Gestalten heraus, Admirale, Offiziere, Artilleristen, Signalgasten, Heizer — — die Helden mitten im großen Schaffen. Was sie taten und wie sie es taten, das gab die Lösung zu dem Rätsel, warum die junge deutsche Kriegsflotte dem englischen Riesen so zwischen die Zähne schlagen konnte, daß ihm alle seine prahlerischen Vernichtungsgedanken vergingen. Der Geist des einzelnen Mannes, der mit dem Geist des Ganzen zusammenschmolz zu einer vernichtenden Stoßkraft, der hat es möglich gemacht.

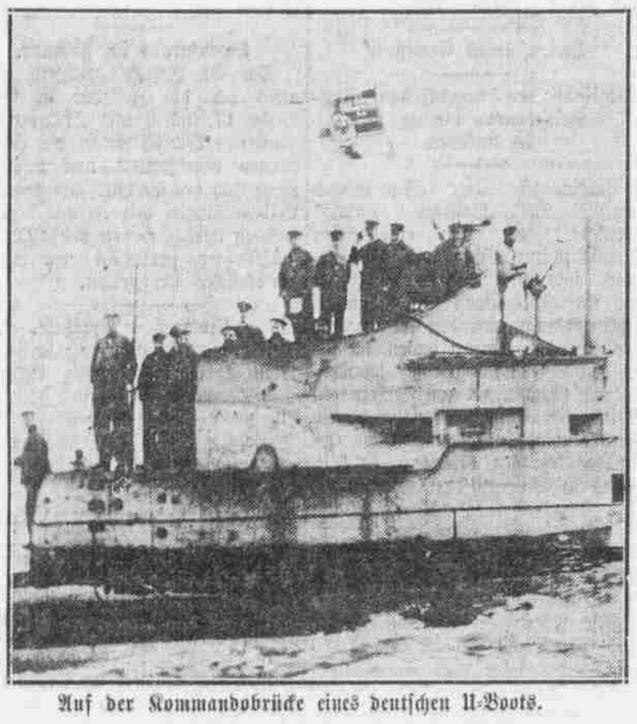
Aber all dies in einer schmucklosen, fast verschämten Sprache zu hören — immer über die andern, nie über sich selbst — und dazu ein dummes Gesicht zu machen, um die Bewegung zu verbergen, und alle diese blauen Jungen nicht zum Küssen zu finden, das alles ging manchmal fast über die Kraft.

Erzählt da ein kohlschwarzer Prachtbursche, der eben Stahlblechstücke, ausgezackt wie Theaterkulissen, aus einem Turm über Deck schafft: „Ja, kalt Blut ist schon die Hauptsache. Auf dem „Derfflinger" da verloren die Reserven die Geduld und wollten auch mal drankommen. Wat tut der Leutnant? Er läßt sie unten in den Mannschaftsräumen Grisse kloppen und erteilt nachher Instruktionsstunde. Mitten in der Schlacht! Und et jing!"

Oder der Pfarrer bei einem zweiten Besuch auf der „Sierra Ventana": „In einer Kasematte lag ein Artillerist mit einem schweren Splitter. Ich wurde hingerufen. Der arme Kerl war übel dran. Aber die Leute am Geschütz arbeiteten darauf los, daß es eine Lust war. Auf einmal denke ich: Was ist eigentlich hier los? Alles ist schwarz um mich herum, und ich sehe nur glühende Stellen im Dunkeln. Da rieche ich Gas. Jetzt erst merkte ich, daß ich am Boden lag. „Ach so," sagte es ganz ruhig in mir, „da hat eine Granate eingeschlagen, nun geht es ja nicht mehr lange." Aber ich stand doch auf und fühlte auf einmal eine Türfalle in meiner Hand. Ich drückte. Die Tür gab nach. Ich war gerettet."

Aber daß der kleine Pfarrer mit seiner von einem schweren Splitter durchschlagenen Backe noch während der ganzen Schlacht drunten im Verbandraum neben den Sterbenden kniete und sie tröstete, während auch dort hinab die schartigen Eisenstücke flogen, das hat mir erst der Kommandant nachher erzählt.

(Fortsetzung folgt.)



Auf der Kommandobrücke eines deutschen U-Boots.

Gummisauger sichergestellt.

Der Aerzteausschuß von Groß-Berlin hatte an das Kriegsministerium eine Eingabe gerichtet, damit der Mangel an Gummisaugern für die künstliche Ernährung abgestellt wird. Wie die „Berliner Aerztekorrespondenz" meldet, hat das Kriegsministerium geantwortet, daß eine genügende Menge von Rohgummi zur Herstellung von täglich 6000 bis 7000 Gummisaugern freigegeben sei, ebenso eine genügende Menge von Regenerat-Gummi.

* * *

Anschlag auf ein Kraftwerk am Rhein

Wie die Baseler „Nationalzeitung" vernimmt, hat ein Zollbeamter des schweizerischen Zollpostens Rheinfelden am schweizerischen Rheinufer im Walde oberhalb des Stauwerks des Kraftwerks ein zusammenlegbares Segeltuchboot und darin über 20 Bomben gefunden, die jedenfalls dafür bestimmt waren, mittels des Bootes in den Fluß geworfen zu werden, um schwimmend in die Turbinenanlagen des Kraftwerks zu gelangen und durch Explosionen großen Schaden anzurichten. Schon Sonntag früh 5 Uhr wurden von der Grenzschutzwache am badischen Ufer drei starke Detonationen im Fluß in der Nähe des Stauwerks gehört. Es handelte sich dabei jedenfalls um einen ersten Versuch, die Bomben in den Fluß zu werfen. Die Täter sind bei dieser Arbeit gestört worden. Die Bundesanwaltschaft wird das Nötige zur Feststellung des Tatbestandes und zur Verfolgung der Täter anordnen.